

Ingetraut Ludolphy:

Die Unentbehrlichkeit der theologischen Arbeit für die Gemeinde

Die sächsische Theologin Prof. Dr. Ingetraut Ludolphy begleitet den Weg der selbständigen lutherischen Kirchen spätestens seit ihrem Buch über einen der Väter der altlutherischen Kirche¹ mit wohlwollendem Interesse. „Nachdem sie 1981 in Leipzig als Dozentin in den Ruhestand versetzt worden war, kam sie – illegal im Rahmen ihrer zweiten Rentnerreise in den Westen – nach Erlangen. Erst hier konnte sie ihr opus magnum, eine Biographie über Kurfürst Friedrich den Weisen von Sachsen, der als Luthers Landesherr bekannt wurde, unzensuriert zum Druck bringen (Göttingen 1984). Sie lehrte Kirchengeschichte in Erlangen und wurde 1985 von der Theologischen Fakultät zur außerplanmäßigen Professorin ernannt. ... Nach dem Ende der DDR wurde der ehemaligen Leipziger Dozentin 1994 die Ernennungsurkunde des sächsischen Kultusministers zur Professorin sächsischen Rechts überbracht. Eine Kommission hatte erkennen müssen, daß die mehrfach von ihrer Fakultät vorgeschlagene Ernennung Ludolphys zum Professor – sie war seit 1961 habilitiert – in der Zeit des SED-Staates jeweils aus politischen Gründen abgelehnt worden war.“²

Seit 1995 lebt sie trotz schwerster krankheitsbedingter Behinderungen in alter geistiger Frische in Dresden. Wir danken ihr für die Abdruckerlaubnis des erstmals 1967 erschienenen Aufsatzes³, der nichts an Aktualität verloren hat. Zwar wird sich heute kaum ein Pfarrer in die Champignonzucht verirren. Aber Ablenkungen etwa durch Computerei oder andere eventuell lukrative Hobbys sind auch heute nicht auszuschließen. Darüber hinaus mahnt der Beitrag, über aller nach wie vor in Kirche und Theologie dominierenden Hinwendung zu den sogenannten Humanwissenschaften die Schätze der christlichen Theologie nicht zu verachten, sondern zu üben und zu pflegen.

A. W.

Dreierlei stellte auf einem Konvent der Theologiestudenten Anfang der fünfziger Jahre unser damaliger sächsischer Landesbischof Hugo Hahn als notwendig für einen solchen Studenten hin: Er müsse brennen von dem, was er als Evangelium zu verkünden habe, vor Mitleid mit denen, die diese Botschaft brauchen, und er müsse Freude an der Wissenschaft haben. Keins der drei dürfe wegbleiben, wenn er nicht seinen Beruf verfehlt haben solle.

1 Henrich Steffens, Sein Verhältnis zu den Lutheranern und sein Anteil an Entstehung und Schicksal der altlutherischen Gemeinde in Breslau, Berlin 1962.

2 http://www.presse.uni-erlangen.de/Aktuelles/2001/Personalia_2001/Ludolphy80.html.

3 Erschienen in: Fuldaer Hefte 19 (Schriften des Theologischen Konvents Augsburgischen Bekenntnisses, hg. von Gottfried Klapper), S. 149-162.

Die Freude an der theologischen Wissenschaft soll dem Studenten dieses Brot erst einmal schmackhaft machen, das dann im Beruf zu seiner täglichen Nahrung gehören wird.

Doch gehört die theologische Wissenschaft wirklich unentbehrlich zum Dasein eines Pfarrers, ja, wie unser Thema behauptet, darüber hinaus der Gemeinde? Um das zu untersuchen, stellen wir zunächst verschiedene Wege zusammen, auf denen immer wieder ein Ausweichen vor wissenschaftlich-theologischer Arbeit versucht wird. Anschließend wird die grundsätzliche Unentbehrlichkeit gezeigt. Es muß aber auch auf die Gefahren hingewiesen werden, die diese Arbeit mit sich bringt. Und abschließend wird einiges Grundsätzliche zur Vermeidung solcher Gefahren zu sagen sein.

I.

Einen gern angeführten Grund für die Ablehnung theologischer Arbeit bildet die Behauptung, die Praxis fordere Pfarrer und Gemeinde ganz. Es bliebe keine Zeit und Kraft, für den Luxus theoretischer Auseinandersetzungen übrig. Die Vertreter dieser Meinung entfalten denn auch stets eine starke Aktivität, die auf sichtbare Ergebnisse hinweisen kann. Da werden Kirchen oder Gemeindehäuser gebaut und renoviert, man geht als Arbeiter in Betriebe, um dort als Christ zu wirken, man widmet sich dem Hilfswerk, der Inneren Mission oder anderen kirchlichen Werken und Zusammenschlüssen. Alles gut, wenn diese Aktivität nicht dazu dient, das Ausweichen vor dem Wesentlichen zu verdecken. Stefan Andres hat das in seinem Buche „Der Mann im Fisch“ unübertrefflich geschildert: „Ich ... begann mein Experiment der Hoffnung“, wie später die Öffentlichkeit mein Hilfswerk einmal nannte, begann es genau in jener Zeit, als ich merkte, daß ich kaum noch etwas zu lehren hatte, weder in der Schule noch auf der Kanzel, wiewohl es mir noch leichter fiel zu predigen als Religionsunterricht zu erteilen, da ja dem Prediger ... nicht mehr wie in früheren Zeiten von den Zuhörern Fragen zugerufen werden dürfen. Noch leichter als das Predigen fiel mir das liturgische Gebet, bis ich herausfand, daß das Organisieren am leichtesten ging, das Organisieren großen Stils ... Man arbeitet sogar mehr, um weniger denken zu müssen. Die Oberfläche, die glänzende, vollkommene Oberfläche unserer Unternehmungen! Das Ringen um Perfektion in allen Dingen ... ich hielt mich ungefähr für das, was ich war: für einen intelligenten, tatkräftigen, jungen, unverheirateten Mann, der seinen Pfarrerberuf nicht mehr ausfüllen konnte, ihn aber offen aufzugeben sich scheute und darum Berge zu versetzen unternahm, nicht durch den Glauben, sondern durch Organisation. Übrigens: ich habe an Gott nie grundsätzlich gezweifelt, aber es gelang mir, ohne ihn auszukommen.“⁴

Ein solches Ausweichen stellt ebenfalls die Flucht in andere Gebiete dar. Daß Pfarrer (heute!) aus finanziellen Gründen Champignons oder für den klinischen Bedarf Mäuse züchten, werden Einzelfälle bleiben. Viel ernster zu neh-

4 Stefan Andres, *Der Mann im Fisch*, München 1963, S.285ff.

men ist die große Zahl derer, die ihre Stunden oder auch Tage füllen durch notgedrungen dilettantische Beschäftigung mit Problemen der Kunst, der Naturwissenschaften, der Medizin, der Psychologie, der Soziologie, durch Mitarbeit in nicht zu vertretendem Ausmaße bei Aufgaben der Politik, der politischen Gemeinde oder auch durch Vertiefung in theologische Teilgebiete, die zum Hobby geworden sind. Ansätze zu diesem Ausweichen finden sich reichlich schon im Studium. Diesem Ausweichen folgt die Gemeinde nur zu gern. Die junge Gemeinde empfindet die Bibelarbeit oft genug als lästige Auflage, die sie an beliebteren Beschäftigungen hindert. Die Besucherzahlen von Gemeindeveranstaltungen, die keine rein theologische Thematik haben, liegen oft weit über den sonst üblichen, geschweige denn der Zahl der Gottesdienstbesucher.

Für theologische Arbeit allein bleibt auch dort nicht viel übrig, wo die Nächstenliebe zum alleinigen Inbegriff des Christseins geworden ist.

Nicht nur bei Pietisten wirkt die schwärmerische Vorstellung, daß verstandesmäßige Arbeit, die theologische Besinnung nun einmal in erster Linie ist, auf religiösem Gebiet unsachgemäß sei. Die Spielarten dieser Auffassung reichen noch heute vom Anliegen des jungen Schleiermacher, der die Religion allein im Gefühl beheimaten wollte, bis zum alleinigen Geltenlassen der Wirkungen des Heiligen Geistes, wobei die Kriterien für dieses Wirken nicht einmütig angegeben werden.

Am wirklichen Durchdenken von auftauchenden Fragen hindert ferner die Sorge, daß der Glaube durch die theologische Arbeit mindestens angefochten, wenn nicht gar gehemmt oder zerstört werden könnte. Ängstliche, Enge oder Denkfaule sind hier die Verfechter.

Wo allein die Bibel genügen soll, um Christen zu bilden, bedarf es keiner theologischen Arbeit. Zu welchen Fehlschlüssen das führen kann, zeigen nicht nur die Bibelforscher. Extreme Formen des Pietismus warnen genauso. Mark Twain hat diese Verkehrung an der puritanischen Tante Polly seines „Tom Sawyer“ trefflich geschildert: „Nach dem Frühstück hielt Tante Polly die Familienandacht ab; diese begann mit einem Gebet, das von Grund auf aus soliden Schichten von Bibelziten gebaut war, die von einem dünnen Mörtel eigener Worte zusammengehalten wurden, und von der Höhe dieses Gebäudes, wie vom Berge Sinai herab, verkündete sie ein grimmiges Kapitel des mosaischen Gesetzes.“⁵

Endlich mag es erstaunlich sein, wenn hier unter denen, die Einwände gegen wissenschaftlichtheologische Arbeit anmelden, auch eine Gruppe von Leuten auftaucht, die sich als Verfechter der „reinen Lehre“ betrachten. Diese bestreiten die Notwendigkeit wissenschaftlicher Arbeit, weil sie in ihrer Lehre ein starres System haben, dem sie alle Antworten auf eventuell auftauchende Fragen entnehmen zu können glauben. Diese Lehre hat dann allerdings mit christ-

5 Mark Twain, Tom Sawyers Abenteuer, Berlin und Weimar 1964, 2. Auflage, S. 31.

lichem Glauben und christlicher Theologie wenig zu tun. Sie ist zur Ideologie geworden.

Von all diesen Einwänden gilt, daß ihre Verfechter zweifellos jeweils ein richtiges Anliegen haben. Was hier genannt wurde, muß vorhanden sein, aber nicht ausschließlich. Keinesfalls darf es verwendet werden, um theologische Arbeit zu ersetzen.

II.

Weshalb ist diese theologische Arbeit sowohl für Pfarrer als auch für die Gemeinden unentbehrlich? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich einmal von der Sache, über die die christliche Theologie nachdenken muß, zum anderen von der Lage der Gemeinde, um derentwillen die Theologie getrieben wird, und schließlich von der Situation des einzelnen Christen her.

Der Grund des christlichen Glaubens ist ein historisches Faktum. Mit diesem muß sich der Christ vertraut machen.

Von diesem Faktum wird uns berichtet, und zwar durch die, die es „gehört“ und „gesehen“ haben (1. Joh. 1, 1). Um sie zu verstehen, müssen wir ihre Sprache, ihre Umwelt und die Vorgeschichte dieses Geschehnisses kennen. Je genauer und gründlicher wir hier arbeiten, desto besser können wir das Entscheidende für unseren Glauben aufnehmen. In dieses Verständnis immer mehr einzudringen, danach sollte jeder Christ, geschweige denn jeder Theologe, streben. Die Sprachen einschließlich der nötigen historischen Kenntnisse sind nun einmal „die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt“.⁶ Hierbei ist der Verstand kein Gegenspieler des Glaubens. Ein „Glaube“, der den Verstand fürchtet, wird zu Recht angefochten. Um solchen Pseudoglauben zu überwinden, kann nur Tiefergraben helfen. Zugleich werden dadurch auch intellektuelle Kurzschlüsse ausgeräumt.

Dem Faktum von Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi stehen wir heute nicht als erste gegenüber. Neunzehn Jahrhunderte haben es verkündigt und gedeutet. Daran können wir nicht vorüber. Wir leben an einem geschichtlich bedingten Ort. Deshalb müssen wir die bisherige Entwicklung kennen. Genau so nötig ist es aber auch, die gegenwärtige Lage zu überschauen. Jeder Christ soll danach trachten, die Situation der Gemeinde in seiner Zeit so genau und gründlich zu erfassen wie nur möglich. Beides bildet eine Voraussetzung dafür, das Evangelium recht aufzunehmen.

Zugleich aber wird es der Tatsache gerecht, daß die Kirche zu keiner Zeit in einem luftleeren Raum lebt. Sie steht in einer weltlichen Umgebung. Auch diese muß der Christ kennen. Je deutlicher er die Kirche samt ihrer Verquickung mit der Welt in Vergangenheit und Gegenwart sieht, desto besser wird er in der Lage sein, ihr Reden und Handeln zu verstehen, zu überprüfen und für die Zukunft zu planen.

⁶ Martin Luther, An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, WA 15, 38.

Jeder einzelne Christ muß sich mit dieser Umgebung auseinandersetzen. Hier begegnet er anderen Weltanschauungen, Religionen, Konfessionen, auch verschiedenen Richtungen innerhalb der eigenen Konfession. Deshalb braucht selbst der Laie eine gewisse „Schulung“, die ihn in den Stand setzt, alles zu prüfen, das Gute aber zu behalten (1. Thess. 5, 21). Die Geister zu scheiden (1. Joh. 4, 1), wird nur jemand in der Lage sein, der gelernt hat, theologisch zu denken und zu arbeiten.

Die Umgebung wird ihrerseits Fragen an den Christen richten, der von der Hoffnung, die sein Leben durchdringt, Rechenschaft geben soll (1. Petr. 3, 15). Mag die Fragestellung nun böser Absicht entspringen, der Not weltanschaulicher Auseinandersetzung, dem Grübeln des Zweiflers oder seelischer Bedrängnis, der Fragen und Probleme sind so viele, daß keiner sich genug darauf vorbereiten kann.

Neben der Pflicht zur Antwort hat der Christ auch die, den anderen anzusprechen, um ihm das Evangelium zu sagen. Welch schlechtes Zeugnis für die Ernsthaftigkeit unseres Glaubens, wenn wir nicht in der Lage sind, das Niveau des Hörers oder Gesprächspartners zu halten! Und welche Aufgabe für einen Theologen, der sich auf solche Verkündigung rüsten muß! Daß auch er nicht das gesamte Wissen parat haben wird, das dafür nötig wäre, ist selbstverständlich. Aber Denk- und Urteilsfähigkeit müssen soweit gebildet sein, daß nicht der Schein abstoßender Halbbildung aufkommen kann. Wer einen Christen fragt oder hört, hat das Recht, von ihm eine tiefe, gründliche Auskunft zu erwarten.

Dazu ist es unerlässlich, daß der Christ sein Gegenüber kennt. Wie will er sonst in der rechten Weise reden können! Er muß die Vorstellungswelt und Ausdrucksweise seiner Umgebung kennen, muß Fragen einschätzen können, die Antwort finden und wissen, in welcher Art er zu sprechen hat. Zu solcher Weisheit ist die genaue Kenntnis der „Welt“ eine notwendige Vorbedingung. „Die Kirche kann nur dann sachgemäß in der Welt reden und handeln, wenn sie einig Sachkenntnis von dieser Welt besitzt“, sagt Rudolf Bohren.⁷ Schließlich steht jeder Christ in seiner Umgebung immer wieder vor der Aufgabe, selbständig Entscheidungen fällen zu müssen, Entscheidungen, hinter denen in jedem Falle, wenn auch oft nicht ohne weiteres sichtbar, theologische Probleme und Urteile zu suchen sind. Für diese muß der Blick geöffnet und geschärft, und die Bereitschaft sowie die Fähigkeit müssen geweckt und gestärkt werden, sie zu durchdenken.

III.

Natürlich bringt solche theologische Arbeit Gefahren mit sich. Insofern verstehen wir diejenigen, die davor warnen. Jeder der oben genannten Einwände hat ja sein richtiges Anliegen.

⁷ Rudolf Bohren, *Praktische Theologie*, in: *Einführung in das Studium der evangelischen Theologie*, München 1964.

Die Beschäftigung mit theologischen Fragen kann die Weltfremdheit fördern. Mindestens nimmt sie Zeit und Kraft in Anspruch. Das muß auf jeden Fall beachtet werden, und es ist abzuwägen, welches Ausmaß ihr gestattet werden darf und muß.

Da sich die theologische Arbeit zwar keinesfalls allein, aber doch stark an den Verstand wendet, besteht die Gefahr einer Intellektualisierung der christlichen Botschaft. Sie wurde generell akut in der Scholastik, der Orthodoxie sowie der Aufklärung. Da keine Zeit und niemand davor gefeit ist, müssen wir hier wachsam sein. Auch dürfen wir nie vergessen, daß wir des Eigentlichen der christlichen Botschaft nie von uns aus habhaft werden können, auch nicht mit dem Verstande. Schließlich ist der Glaube eine Geschenk Gottes.

Daß die Bibel mißbraucht und ihre Botschaft umgedeutet wird, ist eine Gefahr, in der theologische Arbeit seit alters steht. Was ist nicht in fast zweitausend Jahren alles als sachgemäße Auslegung der Bibel angeboten worden! Jede christliche Konfession, Gruppe, aber auch jede Sekte beruft sich auf die Bibel. Nur zu leicht wird Menschenlehre an die Stelle des Evangeliums gesetzt. Deshalb muß der Theologe seine Ergebnisse immer wieder an Gottes Wort überprüfen und nötigenfalls zur Revision bereit sein.

Zur Fülle des Christentums gehört nicht nur all das, was mit den Kräften des Verstandes, Gemüts oder anderen Fähigkeiten aufgenommen werden kann. Als Reaktion des Menschen müssen es Anbetung, Dank und Liebe ergänzen. Diese können tatsächlich unter der theologischen Arbeit leiden, nicht nur, weil sie Zeit in Anspruch nimmt. Die Liebe wird nur zu leicht in Frage gestellt, wo erbittert um die Wahrheit gerungen wird. Anbetung und Dank aber werden in dem Maße versäumt, in dem die Hybris wächst, die durch die Theologie gefördert werden kann.

IV.

Diese Gefahren können vermieden werden, wenn die richtige Theologie in der richtigen Weise getrieben wird.

Wenn hier eine Lanze für die theologische Arbeit gebrochen wurde, dann war selbstverständlich Voraussetzung, daß nicht irgendeine Theologie getrieben wird, sondern die rechte. Insofern haben die Theologen, wie jeder, der sich mit Theologie befaßt, eine hohe Verantwortung. Luther hat das gesehen und ausgesprochen: „Darin ist uns auch recht geschehen, und hat Gott unsere Undankbarkeit recht wohl bezahlt, daß wir nicht bedachten seine Wohltat und Vorrat schafften, da es Zeit war und wir wohl gekonnt hätten, damit wir gute Bücher und gelehrte Leute hätten behalten. Ließen es so fahren, als ginge es uns nicht an. Tat er auch wiederum und ließ an Stelle der Heiligen Schrift und guter Bücher den Aristoteles kommen mit unzähligen schädlichen Büchern, die uns nur immer weiter von der Bibel führten ... viele Doktores, Prädikatores, Magistros, Pfaffen und Mönche, ... mit roten und braunen Baretten geschmückt... die uns nicht Gutes lehrten ... mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zuhauf raffte und nicht mehr gedенke, denn nur auf

die Menge ... Ich wollte die Wahl darunter haben.“⁸ Wo aber nehmen wir den Maßstab für solche Auswahl her? Luther war, wie wir hören, gegenüber dem Wissenschaftsbetrieb allein skeptisch. Karl Barth bezeichnet die Theologie als Funktion der Kirche. Auch hinter dieser Definition verbergen sich Gefahren, doch sie erfaßt etwas Wesentliches. Wir wissen heute nur zu genau, daß es eine voraussetzungsfreie Wissenschaft nicht gibt. Genauso wie andere Wissenschaften, ja in stärkerem Maße, ist die Theologie an Voraussetzungen gebunden. Nur ein gläubiger Christ wird wirklich christliche Theologie treiben können. Von daher ist der wissenschaftlichen Theologie ihr Inhalt gegeben, sie muß wirklich christlich sein. Dieser Inhalt wird bestimmt verfälscht, wenn die Theologie im Dienste des eigenen Ich steht, wenn sie bestimmt wird von Eitelkeit, Ehrgeiz, Existenzangst, vom Haschen nach materiellem Vorteil, wenn sie getrieben wird aus dem Streben nach intellektueller Befriedigung. Daß diese Motive in der Praxis stets getarnt sind, ist selbstverständlich.

Die richtige Weise, Theologie zu treiben, wird bestimmt sein durch die Erkenntnis, daß die Theologie keinen Selbstzweck hat. So sehr wir uns im weltlichen Bereich gegen eine zweckgebundene Forschung wenden, die Theologie hat ihre Würde daher, daß sie im Dienste Gottes und des Nächsten steht. Dadurch ist sie sowohl zur Wahrhaftigkeit als auch zur Liebe verpflichtet. Sie muß die großen Taten Gottes und zugleich den Menschen zu kennen und zu verstehen suchen. Dann hat sie Wege zu finden, den jeweiligen Hörern das Evangelium in einer ihnen verständlichen Sprache auszurichten. Daß es dabei nötig werden kann, gegen Irrtümer vorzugehen und einen Menschen von seinem falschen Wege zurückzurufen, kann zur traurigen Pflicht werden, denn noch leben wir nicht dort, wo allein die Wahrheit herrscht.

Um richtig Theologie zu treiben, muß auch beachtet werden, daß der Gegenstand der Theologie nur persönlich aufgenommen werden kann. Deshalb wird jeder Zeitraum und jeder Mensch die Taten Gottes in seiner besonderen Weise verstehen müssen. Eine Übernahme auf Grund bloßer Autoritätsgläubigkeit ist ausgeschlossen. So dankbar wir für die Tradition sind, eine einfache Wiederholung bedeutete eine Verfälschung. Auch das hat Luther anschaulich geschildert: „Darum ist das auch ein toll Vernehmen gewesen, daß man die Schrift hat wollen lernen durch der Väter Auslegen und viel Bücher und Glossen Lesen. Man sollte sich statt dessen auf die Sprachen gelegt haben. Denn die lieben Väter, weil sie ohne Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet, und dennoch nur so hinterher gemessen und halb geraten, halb gefehlet. So läufst du demselben nach mit viel Mühe und könntest inzwischen durch die Sprachen demselben viel besser solcher-gestalt raten, denn der, dem du folgst.“⁹ Wir können dieses Beispiel aus unserer Erfahrung vielfältig ergänzen. Hierher gehört ein unsinniges Zitieren isolierter Bibelsprüche genauso wie das Wiederholen von Lutherworten oder von

8 Martin Luther, a.a.O., WA 15, 50f.

9 Martin Luther, a.a.O., WA 15, 41.

Stellen der Bekenntnisschriften ohne Beachtung des Zusammenhangs und der historischen Gegebenheiten.

Zur richtigen Weise, Theologie zu treiben, gehört auch, daß die Grenzen der Möglichkeiten der theologischen Arbeit beachtet werden, sowohl der individuellen als auch die der Theologie grundsätzlich gegebenen. So wird der einzelne vor der Hybris bewahrt, so wird aber auch deutlich, daß der Intellekt allein dem „Gegenstand“ der Theologie nicht gerecht werden kann, ja daß der Mensch von sich aus überhaupt nicht in der Lage ist, diesen zu begreifen.

Schließlich ist noch zu beachten, daß Theologie nur in der Gemeinschaft recht getrieben wird. Weder eine einzige Epoche noch ein einzelner Mensch können die ganze Fülle der christlichen Wahrheit jeweils fassen und entfalten. Hier bedarf jeder der Anregung, Ergänzung und Korrektur durch die anderen. Diese Gemeinschaft kann sowohl in vertikaler als auch in horizontaler Hinsicht existieren. Das 19. Jahrhundert liefert uns gewichtige Beispiele dafür, wie Theologen mitten in rationalistischer Umgebung durch das Studium der Bekenntnisschriften zum lutherischen Glauben kamen. Luther dagegen machte sich von falscher Überlieferung frei: „Es sind keine anderen Bücher vorhanden gewesen, denn solche tollen Mönchs- und Sophistenbücher. Was sollte denn anderes daraus werden, denn eitel tolle Schüler und Lehrer, wie die Bücher waren, die sie lehrten. Eine Dohle hecket keine Tauben und ein Narr macht keinen Klugen.“¹⁰ Das Zusammenstehen und Austauschen der Theologen untereinander scheint eine Selbstverständlichkeit zu sein. Doch gerade hier liegt eine große Not vor. Welcher Theologe erlebt nicht immer wieder, daß er mutterseelenallein mit seiner theologischen Haltung und in seinen Aufgaben steht. Zwar gibt es viele Angebote an verschiedensten Zusammenschlüssen. Doch auch hier kommt es auf die rechte Theologie an, die in der richtigen Weise zu treiben ist.

Wir fassen noch einmal zusammen. Trotz mancher Einwände und trotz tatsächlich vorhandener Gefahren ist grundsätzlich die theologische Arbeit für Pfarrer und Gemeinden unentbehrlich. Wichtig ist nur, daß eine rechte Theologie in der rechten Weise getrieben wird. Wir können noch einmal auf Luther verweisen, der in intensiver Weise für eine solide Fundierung der christlichen Persönlichkeit geworben hat: „Man fürchtet sich vor Türken und Kriegen und Wassern, denn da versteht man, was Schaden und Frommen sei. Aber was hier der Teufel im Sinn hat, siehet niemand, fürchtet auch niemand, geht still herein. So doch hier billig wäre, daß, wo man einen Gulden gäbe, wider die Türken zu streiten ... hier hundert Gulden gegeben würden, ob man gleich nur einen Knaben könnte damit aufziehen, daß ein rechter Christenmann würde. Sintemal ein rechter Christenmensch besser ist und mehr Nutzs vermag, denn alle Menschen auf Erden.“¹¹

¹⁰ Martin Luther, a.a.O., WA 15, 51.

¹¹ Martin Luther, a.a.O., WA 15, 30.